

Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung
26. Juni 2005

Zu viel Wissen schadet nur

Unser ständiges Sicherheitsdenken ist in Wahrheit riskant, sagt der Münchner Soziologe Armin Nassehi. Was sich lohnt, bestimmt die Praxis, nicht die Wissenschaft. Sicherheitstechniken haben häufig unerwünschte Nebenwirkungen.

FRAGE: Herr Nassehi, vergangenen Sonntag veranlaßte das Wissen um die mögliche Untauglichkeit einiger Reifen für den Indianapolis Speedway etliche Formel-1-Teams dazu, nicht zu fahren. War die Entscheidung richtig?

ANTWORT: In diesem Fall handelte es sich ausdrücklich um Nichtwissen. Da hat der Hersteller gesagt: Wir wissen einfach nicht, ob die Reifen halten. Nun wissen die das ja eigentlich nie. Aber hier war schon einmal etwas passiert, also hätte es hinterher geheißen, daß man damit hätte rechnen müssen. Deswegen konnten die Verantwortlichen mit ihrem Nichtwissen an die Öffentlichkeit gehen. So was ist vergleichsweise selten.

FRAGE: Meist ist es Wissen, mit dem wir Entscheidungen begründen. Nun vertreten Sie die These, wenn es um die Einschätzung von Risiken geht, sei Wissen nicht die Lösung, sondern das Problem. Wie kann das sein?

ANTWORT: Dazu muß man sich klarmachen, daß Wissen keine getreue Abbildung der Welt ist, sondern eine Perspektive auf die Welt. In allem, was wir tun, sind wir durch unser Wissen eingeschränkt im Hinblick darauf, was wir eigentlich sehen. Diese Einschränkung durch unser Wissen anzuerkennen bedeutet eine Verunsicherung, die sich schon darin ausdrückt, daß wir überhaupt von Wissen reden. Es gab Gesellschaften, da wurde gar nicht vom Wissen geredet, weil man einfach wußte, wie die Dinge sind. Das Aushalten von unterschiedlichem Wissen über dasselbe ist eine relativ moderne Erfindung.

FRAGE: Aber vom Wissen redeten doch schon die alten Griechen?

ANTWORT: Interessant ist, daß die Inszenierung von Wissen heute ganz anders funktioniert. Auch Wissenschaft ist ja nicht zuletzt eine soziale Inszenierung

ANTWORT: von sicherem Wissen. Man stattet sich mit Selbstverständlichkeiten aus, mit sicheren Methoden, mit sicherem professoralem Auftreten und der Legitimation, zu sagen, was der Fall ist.

FRAGE: Aber wird nicht wissenschaftliches Wissen tatsächlich nutzbar gemacht? Etwa wenn ein Versicherungsunternehmen Geologen beschäftigt, um Erdbebenrisikeneinzuschätzen?

ANTWORT: Ich sage ja nicht, daß man mit Wissen nichts anfangen kann. Sondern nur, daß sich Wissen sozusagen selber verunsichert und daß wir letztlich nach dem Trial-and-Error-Prinzip vorgehen: Wissen setzt sich durch, wenn es sich praktisch bewährt. Wenn eine Versicherung Geologen beschäftigt, dann muß es sich für sie lohnen. Was sich lohnt, bestimmt die Praxis, nicht die Wissenschaft selber. Daher muß man sich auch fragen, warum Politiker wissenschaftlich beraten werden wollen. Wenn das nur der Legitimation dessen dient, was man ohnehin entscheiden wollte, könnte man eigentlich auch darauf verzichten. Worauf man aber offenbar nicht verzichten kann, ist die Inszenierung, aus politischem Willen ein Wissen zu machen.

FRAGE: Aber doch nur, weil in unserer Wissensgesellschaft alles quasi naturwissenschaftlich abgesichert sein soll ...

ANTWORT: ...wobei auch Naturwissenschaft eine soziale Praxis ist. Auch sie muß ihr Wissen inszenieren. Freilich hat die Möglichkeit des Widerspruchs zugenommen, so daß sich Sicherheit durch Wissen immer schwieriger simulieren läßt - auch in den Natur- und Biowissenschaften. Selbst Technikkritiker argumentieren ja heute nicht nur moralisch. Gegen Nuklearanlagen können Sie heute nur noch mit Physikern argumentieren, die sagen, daß Grenzwerte falsch berechnet oder Schweißnähte fehlerhaft sind. Die Selbstbeschreibung der modernen Gesellschaft als Wissensgesellschaft weist gerade darauf hin, daß Wissen zum Problem geworden ist und daß nicht das Wissen ein knappes Gut ist, sondern die Sicherheit, die wir dem Wissen einst entnommen haben.

FRAGE: Müßte man da nicht eher von einer Nichtwissensgesellschaft sprechen?

ANTWORT: Ja. Das Neue ist doch, daß wir heute einsehen können, daß Nichtwissen etwas ist, was man sich zumuten muß, was nicht vermieden werden kann, sondern produktiv eingesetzt werden muß. Jemand, der zugibt: "Leute, wir wissen es einfach nicht", könnte ein ähnliches Charisma haben wie der, der in jeder Lage zu wissen meint, was zu tun ist. Vielleicht ist es ganz attraktiv, darauf hinzuweisen, daß man manches nicht kalkulieren kann. Von Politikern würde ich gerne solche Sätze hören, sogar im Wahlkampf.

FRAGE: Aber insofern Entscheidungen rational sein sollen, basieren sie doch auf Wissen?

ANTWORT: Und Entscheidungen basieren auf Nichtwissen. Wenn man alles wüßte, wenn man vollständige Informationen hätte, dann gäbe es nichts zu entscheiden. Wenn ich an einer Weggabelung weiß, daß ich rechts abbiegen muß, dann biege ich rechts ab. Entscheiden muß ich nur, wenn ich es nicht weiß.

FRAGE: Man muß sich also mit dem Nichtwissen abfinden?

ANTWORT: Nein, in einer Welt, in der ständig Dinge entschieden oder irgendwem als Entscheidung zugerechnet werden - selbst wo gar niemand entschieden hat -, in einer solchen Welt müssen wir sehen, wie begrenzt und begrenzend Wissen stets ist und das produktiv einsetzen. Dabei gilt es, Nichtwissenspotentiale zu berücksichtigen, etwa indem man Leuten erlaubt, auch zu scheitern, Fehler zu machen.

FRAGE: Weil Angst vor Fehlern entscheidungsunfähig macht?

ANTWORT: Es gehört zum Erbe unserer bürgerlichen Kultur, Entscheider zu bewundern - und zwar weil, nicht obwohl diese im Moment der Entscheidung häufig gar nicht wissen konnten, was sie da tun. Es ist interessant, daß man auch vor dem Hochachtung hat, der dabei scheitert. Den Mutigen, dem etwas danebengegangen ist, bewundern wir mehr als den, der jeder Entscheidung aus dem Weg geht. Das ist für mich ein Hinweis darauf, daß man mit Nichtwissen produktiv umgehen kann.

FRAGE: Also einfach etwas mutiger sein?

ANTWORT: So einfach ist das nicht. Aber wenn wir wissenschaftlich darüber reflektieren, wie Entscheidungen zustande kommen, dann stellen wir fest, daß diese unglaubliche Sicherheit, mit der wir uns ausstatten, Entscheidungen bisweilen unmöglich macht.

FRAGE: Auch bei ethischen Entscheidungen?

ANTWORT: Gerade dort. Ich befasse mich viel mit Ethik-Gremien. Die akademische Ethik kann nur sagen, wie sich ein moralischer Satz in einem bestimmten theoretischen Kontext begründen läßt. Sie kann "wissen", daß eine Entscheidung neoaristotelisch anders begründet wird als diskursethisch. Sie vereinfacht damit die Welt durch ihr "Wissen", daß es auf die guten Gründe ankommt.

ANTWORT:

FRAGE: Was ist schlecht an guten Gründen?

ANTWORT: An sich nichts - aber es sind eben nur Gründe in Kontexten, in denen die Welt eine Gründewelt ist. Es sind aber nicht nur diese Art gute Gründe, nach denen wir in der Praxis entscheiden. Auch Soziologen neigen übrigens dazu, sich nur Leute vorzustellen, die gute Gründe haben, Präferenzen oder rationale Motive - bisweilen übersehen sie dann die Dynamik, die nicht kausal und linear von einem Motiv zu einer Intention und dann zu einer Handlung führt, sondern eingebettet ist in Handlungsfolgen, die wir uns dann im nachhinein rational erklären. Das heißt nicht, daß man hier Rationalität gegen dunkle Mächte sozialer Eigendynamiken ausspielen sollte. Es heißt aber, daß die Praxis von Entscheidungen komplexer und weniger linear ist als die einfache Übertragung von Gründen in Handlungen.

FRAGE: Dazu empfehlen Sie, stärker in Szenarien zu denken...

ANTWORT: ...wer in Szenarien denkt, also mit unterschiedlichen - soziologisch formuliert: funktional äquivalenten - Möglichkeiten rechnet, der hat bereits dieses Denken der linearen eindeutigen Kausalitäten überwunden. Und tatsächlich hat sich dieser Umgang mit Nichtwissen schon lange durch

die Hintertür eingeschlichen, etwa in der Wirtschaft: Auf Märkten operiert man immer schon mit Szenarien. Wenn es dort völlige Transparenz gäbe, wenn man genau wissen könnte, was bei einer Investition rauskommt, dann wäre die Investition sinnlos, weil dann alle das gleiche täten und der Markt zusammenbräche.

FRAGE: Aber in Szenarien können wir nur die Faktoren berücksichtigen, von denen wir wissen. Suggestieren uns die Szenarien denn nicht - auf einer anderen Ebene - wieder eine trügerische Sicherheit, nämlich die, daß wir alle Möglichkeiten kennen?

ANTWORT: Schon daß man Szenarien macht, ist doch ein Hinweis darauf, daß man nicht alle Möglichkeiten kennt. Und was wäre die Alternative? Wir können uns keine soziale Ordnung vorstellen, die nicht Sicherheit gewissermaßen simuliert. Das gilt für einen Versicherungsmathematiker, der eine Prämie ausrechnen muß, letztlich genauso wie für jemanden, der entscheiden muß, ob er in einem bestimmten Markt investieren oder einen bestimmten Menschen heiraten soll. Gleichwohl kommt man an der Reflexion solcher Simulationen kaum vorbei. Sichtbar wird dann, daß auch Sicherheitstechniken unerwartete Nebeneffekte hervorbringen können.

FRAGE: Es gilt also auch die negativen Folgen der Sicherheit zu bedenken?

ANTWORT: Das ist ja etwa Gegenstand der Sozialstaatsdebatte: Ist eine extreme soziale Absicherung etwas, das einer Volkswirtschaft und damit den Leuten schadet oder nicht? Produziert zuviel Sicherheit womöglich riskante Motive? Solche Reflexionen auf die Folgen unserer Absicherungsbestrebungen gibt es heute in allen Bereichen, sogar in Liebesbeziehungen: Wenn Sie sich ständig versichern, daß Sie sich auch lieben, wird es Probleme geben.

Die Fragen stellte Ulf von Rauchhaupt

Hinweis: Armin Nassehi ist Professor für Soziologie an der Universität München und wissenschaftlicher Berater der Ausstellung "Chancen: Risiken", welche die Münchener Rück anlässlich ihres 125. Firmenjubiläums vom 1. Juli an im Münchner Haus der Kunst präsentiert.